Die Hängelampe.

Von W. von Bonin.

Martha hatte noch gar nicht Zeit gefunden, sich ihrer Hochzeitsgeschenke zu freuen. Nur flüchtig, nur wie im Traume hatte sie alle die hübschen Dinge gesehen, welche Freunde und Verwandte ihr darbrachten. Sie vergaß die Hochzeitsgeschenke, über der Hochzeit, über dem großen, prächtigen Geschenk, welches ihr der gütige Himmel machte, den schmucken, braven Bräutigam. „Wunderbar" erschien ihr dies Glück und wie ein „Wunder" war es ihr gekommen. Auf einer Sängerfahrt, an welcher sie mit ihren Brüdern theilnahm, hatte sie „ihn" gesehen und unter all' den jugendlichen Sängern nur ihn. Und bevor einige Wochen in's Land gegangen, war sie seine Braut, nun seine Frau. Ach, es war so schön, unfaßbar schön! Aber, nun die Hochzeitsreise mit ihrem Wonnerausch vorüber, nun Martha sich darüber klar geworden, ihr Glück sei wirklich, sei kein Traum — unter den Hunderten, die jenes Fest besuchten, hatte, wie durch geheimnißvolle Magie, sie wirklich „ihn" für immer gefunden — nun packte sie denn doch ihre Hochzeitsgeschenke aus und freute sich auch darüber. Ja, sie bemerkte sogar, daß die Wohnung ein wenig zu klein war. Erich hatte sie schon als Junggeselle bewohnt; nun sollte sie mit den Errungenschaften der jungen Häuslichkeit geschmückt werden. Die drei Bierservice erhielten eine decorative Verwendung auf dem Buffet; auch die vier Lampen — diese starken Wiederholungen waren ärgerlich — brauchte man nicht zur Erleuchtung der kleinen Wohnung. Eine sehr hübsche Hängelampe in Bronze war darunter und Martha wünschte diese zu verwenden, über den Eßtisch zu hängen.

„Aber da hängt ja schon eine, liebes Kind," bemerkte Erich.

„Ein geschmackloses Ding — ganz billige Waare," meinte Martha; „nimm mir's nicht übel, Liebster, doch nicht von Deiner Wahl?"

„Nein, ein Geschenk", erwiderte Erich. „Du hast auch nicht unrecht; dieser bläuliche Porzellanknollen ist nicht schön. Dennoch möchte ich die Lampe behalten."

„Ei, warum denn!? Das heißt, behalte sie — wir verwahren sie irgendwo auf dem Boden."

„So meinte ich's nicht, liebe Martha. Ich bin an die Lampe gewöhnt, möchte sie da sehen, wo sie hängt."

„Aber Erich, so sieh doch nur, wie viel hübscher die von Tante Marie ist! Du wirst Dich rasch an die bessere Lampe gewöhnen."

„Es ist wahr — dennoch — sieh — ich bitte Dich ....." Genug, Erich blieb bei seinem Verlangen. Martha wurde jetzt ärgerlich, mißtrauisch. Sie waren im besten Zuge, sich zu zanken, zum ersten Male.

„Wenn Du schon auf Deinem Willen beharrst", entschied Martha, „so möchte ich doch den Grund hierfür wissen. Was hast Du an der ordinären Lampe? Sprich doch nicht von Gewohnheit, Du hast Dich an manches Neue gewöhnt — zum Beispiel an mich!"

„Die alte Lampe ist mir nun einmal lieb — und ich dächte —"

„Gut, die Lampe bleibt hängen. Aber Du wirst mir doch vielleicht sagen, wer Dir sie geschenkt hat."

„Frau Witte, bei der ich als Chambregarnist wohnte."

„Die alte Witte, die mit dem schlechten Kaffee und dem unausstehlichen Mopse, der Dir immer zwischen die Beine fuhr? Höre, Erich, du hältst mich zum Besten! Es muß noch irgend eine Bewandtniß mit der Lampe haben."

„Das ist auch der Fall; aber die Geschichte ist zu harmlos, zu unbedeutend, wird Dir so wenig gefallen, Martha. Du wirst dann selbst entscheiden, ob die Lampe da hängen bleibt oder nicht. Aber lasse sie vorher anzünden."

„Du machst mich neugierig, Erich."

„Wahrlich kein Grund, Du wirst Dich überzeugen."

Die Lampe brannte; das junge Paar saß nebeneinander, er mit verlegener Miene, sie unruhige Spannung in den Zügen.

„Was ich Dir zu erzählen habe, ist wirklich gar keine Geschichte, auch kein Verwandtniß, es ist — nein, ich finde kein Wort dafür — —"

„Nun, so sprich doch endlich!"

„Sei es denn. Also: Ich wohnte einige Jahre hindurch bei Frau Witte in einem möblirten Zimmer, wie sie allenthalben vermiethet werden. Kaum hätte ich auswendig zu sagen gewußt, was darin stand, so gleichgiltig war mir der Raum. Auch ärgerte ich mich täglich über den schlechten Morgenkaffee, den ich von meiner Wirthin erhielt, und über den kläffenden Mops derselben, der mir noch immer zwischen die Beine fuhr. Aber an eine Veränderung dachte ich nicht, derlei war nicht nach meinem Geschmack. So hatte sich immerhin eine Art von freundschaftlicher Beziehung zwischen mir und meiner Wirthin herausgebildet, welche darin gipfelte, daß wir einander zum Geburtstag beschenkten. Einmal überraschte mich Frau Witte mit einer Hängelampe — dieser hier! Es war mir anfangs ganz unbegreiflich, wie die Frau auf diesen Gedanken gekommen war — nachher kam ich dahinter. Sie hatte selbst zwei Lampen zum Geburtstag bekommen und eine davon verwendete sie sehr praktisch als Geschenk für mich. Was sollte ich mit dem Dinge beginnen? Frau Witte hatte die Lampe gleich an einen Haken gehängt, der zufällig im Plafond steckte, sonst hätte ich das Präsent in einen Winkel gestellt.

Als ich des Abends nach Hause kam, brannte die Hängelampe; meine Wirthin hatte sie angesteckt und jetzt gefiel mir das Geschenk! Meine Stube war so freundlich, so gastlich erleuchtet, während sie sonst beim Lichte meiner Studirlampe im Wesentlichen dunkel geblieben war. Es war wirklich ganz hübsch so! Ich rückte meinen Tisch in die Mitte des Zimmers — unter die Lampe — und das machte sich ganz gut so. Am folgenden Abend kamen zufällig zwei Freunde zu mir und die neue Einrichtung erwies sich als praktisch. Man saß bequem an dem freistehenden Tische und hatte reichliches Licht. Nur fehlte mir der Tisch an seinem Platze, aber ich konnte mir doch einen Neuen kaufen! Das war eine Kleinigkeit. Ich kaufte mir wirklich einen Tisch, um ihn unter die Lampe zu stellen; es war mein erstes eigenes Möbelstück. Und es machte mir Freude — warum sollte ich nicht etwas eigene Möbel haben? Ich besorgte mir eine hübsche Decke auf den Tisch und nun sah mein Zimmer wirklich wohnlich aus, es heimelte mich förmlich an. Vorher hatte ich nicht daran gedacht, daß man sich zuhause auch leidlich behaglich fühlen könne; nun fand ich das Gast-, das Kaffeehaus bisweilen unbequem, ging lieber nachhause, lud mir auch ein oder das andere Mal ein paar Freunde ein.

Dabei stellte es sich jedoch heraus, daß zu wenig Stühle da waren. Dem war wohl abzuhelfen. Ich wollte welche kaufen und so schaffte ich zwei kleine Fauteuils an und auch einen Divan dazu; plötzlich war ich auf den Geschmack gekommen, ohne recht zu wissen wie. Die Wohnlichkeit meines Zimmers machte mir Freude und ich brachte immer mehr Zeit zuhause zu.

Doch machte sich in meiner Stube ein Uebelstand geltend. Sie war zu klein für die neuen Möbel, vor Allem zu klein für den Tisch unter der Hängelampe. Da meine Wirthin eben ein anstoßendes Cabinet frei hatte, so miethete ich dasselbe, um es zu meinem Schlafzimmer einzurichten. An Stelle des Bettes placirte ich einen Bücherschrank. Und nun war ich beinahe stolz auf meine Wohnung. Die Hängelampe brannte an jedem Abend und beleuchtete die kleine Herrlichkeit. Tagsüber war ich ja doch zumeist im Bureau; nur Abends hatte ich Muße, um mich zuhause zu beschäftigen oder einen Freund zu empfangen, und das Geburtstagsgeschenk meiner Wirthin war mir unentbehrlich geworden.

Es war ein Jahr nach jenem Geburtstage, als ich mir diese Wohnung, in die ich Dich heimgeführt habe, miethete. Ich war inzwischen vorgerückt und hatte eine namhafte Gehaltsaufbesserung erhalten. Der schlechte Morgenkaffee und der kläffende Mops der Frau Witte behagten mir nicht mehr, ich wollte von keiner Wirthin mehr abhängig sein und miethete mir eine eigene Wohnung, die ich von meinen Ersparnissen möblirte. Der Sinn für ein trauliches, hübsch eingerichtetes Heim war nun einmal in mir erwacht. Ich hatte jetzt ein Schlaf-, ein Arbeits- und ein Empfangszimmer, das letztere, weil ich gerne Freunde bei mir sah. An dem Gasthausbesuch hatte ich fast allen Geschmack verloren.

Zur Einweihung meines „Salons" hatte ich mir einige Collegen geladen, zu einer selbstbereiteten Bowle. Wir waren recht heiter, man brachte natürlich auch einige Trinksprüche aus. Da ließ einer der Gäste „meine Braut" leben! Ich sah sehr verblüfft darein. Meine Braut! Aber Kinder, was fällt Euch ein! „So leugne doch nicht länger!" rief man, „Du willst Dich verheirathen, wozu sonst die große Wohnung, die eigenen Möbel!? Ich leugnete, aber man glaubte mir nicht, ich mußte eine Braut haben!

Das Gespräch, die Neckereien machten mir eigenthümlich warm. Und als meine Freunde gegangen waren, kam mir meine Wohnung unheimlich verödet und still vor. Die Hängelampe brannte und zeigte mir, wie leer es in allen Ecken war. Das erleuchtete Zimmer schien auf Jemand zu warten. Mein Blick fiel auf den kleinen Divan, auf dem wir jetzt nicht selten zu Zweien plauderten. Wie von einem süßen Traum befangen stand ich da. Warum sollte ich nicht heirathen? Brachten es nicht so viele Andere zu Stande? Ich hatte mir diese Frage noch nicht ernstlich gestellt, weil ich noch nicht eigentlich geliebt hatte. Jetzt berückte diese süße Möglichkeit meinen Sinn: „Wenn eine junge, reizende Frau hier walten würde, es wäre zu schön, zu schön! Und auf einmal war mir, als sähe ich auf dem kleinen Divan eine holde Gestalt sitzen, ganz deutlich sah ich sie im Scheine der Hängelampe, und diese Gestalt warst Du! Ich hatte Dich kurz vorher bei dem Sängerfeste gesehen!"

„O", sagte Martha enttäuscht, „und Du hattest nicht gleich gefühlt, daß ich die „Rechte" wäre?"

„Nein", gab er verlegen zu, „erst zu Hause unter der Hängelampe wurde es mir klar.

„O, diese dumme Hängelampe; Du brauchtest nur eigentlich eine Frau, weil Du schon eine Lampe und einige Möbel hattest."

„Liebe Martha, ich finde, es ist die richtige Wunderlampe. Sie hat mich von einem gemüthlichen Junggesellen zum tugendhaften Hausmenschen gemacht und so zu Deinem Gatten! Und darum ist mir die Lampe so lieb!"

Martha war sehr nachdenklich geworden. „Die Hängelampe, der Tisch, die Tischdecke, die Fauteuils, zuletzt die Frau; man darf diese magische Kette nicht zerreißen, sonst...."

Erich lachte laut auf und sie konnte nun nicht umhin, auch zu lächeln. „Nein, mein Schatz", rief er, „sieh die Lampe nicht mit so abergläubischer Scheu an. Das Wunder ist vollbracht, ich habe Dich, und wenn Du willst, mag sie auf den Boden wandern, die Lampe."

„Nein, nein!" rief Martha, „sie mag uns leuchten. Zwar, das „Wunder" sieht ein bischen alltäglich aus, aber ich glaube daran. Und ich will mir Mühe geben, daß die magische Lampe niemals erlösche, daß sie immer unser Glück bescheine."

— Als ein Memento hält die „Deutsche Romanztg." unseren vielen, vielen Schriftstellerinnen ein schönes und wenig bekanntes Wort der geistreichen Tochter des Popularphilosophen Moses Mendelssohn, der Gattin Friedrich von Schlegels vor. Sie wohnte damals in Rom und bildete mit ihrem Gatten den Mittelpunkt der deutschen Schöngeister. Einst machte ihr einer dieser Herren einen Besuch und fand sie mit häuslichen Arbeiten beschäftigt. Er gerieth vor Erstaunen ganz außer sich und rief mit Emphase: „Aber Madame, wie ist es möglich, daß Sie sich mit einer so prosaischen Sache beschäftigen können, warum schreiben Sie nicht?" Sie sah sich den Frager verwundert an, dann sagte sie: „Ich habe schon oft gehört, daß zu viel Bücher in der Welt sind, aber noch nie, daß es zu viel Hemden giebt!"

Jennys Beichte.

Der Privatdocent Dr. Max F. in Berlin stand in seinem Studierzimmer und machte sich zum Ausgehen fertig. Er war ein sehr gelehrter, sehr hübscher, sehr kurzsichtiger und liebebedürftiger junger Herr. Die letztere Eigenschaft hatte ihn mit vorläufiger Hintansetzung der landesüblichen heirathsfähigen Töchter in das Haus eines Mannes geführt, dessen junger und schöner Frau er seine Huldigungen zu Füßen legte. Nach sechsmonatlicher Bekanntschaft dünkte ihm das Parket in der ....Straße, zu welchem er täglich seine Schritte lenkte, interessanter, als alle wissenschaftlichen Brochüren der Welt zusammengenommen. Im Laufe des Sommers brachte das Schicksal diesem Glück kurze Unterbrechung, die Angebetete reiste in's Bad. Für gleichgestimmte Seelen indessen gibt es keine Trennung, — die Feder huscht über das Papier, und die Post vollendet, was die Sehnsucht begann. Auch heute hatte Dr. Max eine vier Seiten lange Epistel zu Stande gebracht, welcher er, aus Furcht, noch nicht deutlich genug geworden zu sein, vier weitere Seiten hinzuzufügen beabsichtigte. Aber es kam ihm eine Abhaltung dazwischen, und er steckte den unvollendeten Brief, als er ausgehen wollte, der Sicherheit wegen in seine Tasche. Der junge Gelehrte streicht gewohnheitsmäßig vor dem Spiegel den schwarzen Vollbart, dann verläßt er das Zimmer.

Nachdem er bei Professor F., wie er beabsichtigte, vorgesprochen und diesen alten Herrn in einer Universitätsangelegenheit um Aufschluß gebeten hat, streift er ziellos durch die Straßen. Der Abend ist prachtvoll, der Mond sendet sein nebelhaftes Licht hernieder. Max F. schreitet träumend weiter. Heute ist bereits der zehnte August, in drei bis vier Tagen wollte die Geliebte zurück sein — und er malte sich mit feurigen Farben das Wiedersehen aus. Unter solchen lyrischen Betrachtungen ist er ganz nahe in eine gewisse Straße, an ein gewisses Haus gelangt. Er will gerade, lächelnd über die „Unfreiheit des Willens", seinen Schritt zurückwenden, als ihm auf dem Trottoir eine weibliche Gestalt entgegenkommt. Dieses baretförmige weiße Sporthütchen mit dichtem weißen Schleier, dieser helle, lange Sommermantel, diese graziöse Art sich zu bewegen, das gibt's nicht zum zweiten Mal — das Weib seines Herzens kehrte früher heim, jetzt ist sie nur noch zwei Schritte entfernt. In diesem Augenblick sieht er, wie sich jene bekannte Hausthür öffnet und eine Männergestalt hervortritt. Für eine so kurze Entfernung reicht sein Pincenez aus, es ist der Gatte in höchsteigener Person. Blitzschnell faßt Dr. Max in die Tasche, zieht den unvollendeten Brief hervor und drückt ihn der Bewußten, die soeben dicht heranschreitet, gleichsam als Willkommensgruß heimlich in die Hand. Dann geht er gemächlich weiter, als hätte er die Dame gar nicht bemerkt. Sein belastetes Gewissen hat ihm dieses Manöver eingegeben, um auf den Gatten, der noch immer vor der Hausthür steht, einen möglichst harmlosen Eindruck hervorzurufen. Eine Dame, die man nicht erkennt, für die interessirt man sich auch nicht. — Punktum!

Als der Dozent an der Hausthür angelangt ist, bemerkt er zu seinem Erstaunen, daß er sich getäuscht hat, — es ist gar nicht der Gemahl, der sich dort die Handschuhe anzieht, es ist ein Miether des dritten Stocks. An der nächsten Straßenecke, wohin er gegangen ist, um nicht auffällig zu erscheinen, kehrt der Doktor um und geht den ganzen Weg zurück, — von „ihr" keine Spur, „die Erde muß sie verschluckt haben!" Aergerlich über solches Pech wandelt er schließlich nach Hause und beschließt die theueren Schriftzüge abzuwarten, die ihn morgen zu einem traulichen Beisammensein herbeirufen werden. — — — Als Frau Bankier H. sich mit ihrem Manne auf der Rückreise von Norderney befand, waren die Gedanken, denen sie in dem eleganten Kupee nachhing, keine angenehmen. Schon ehe sie Berlin verließ, hatte sie gegründete Ursache, mit ihrem Hausmädchen unzufrieden zu sein. Es waren mehrere Unregelmäßigkeiten vorgekommen, welche den Entschluß in ihr befestigten, der Dame am 15. August zu kündigen. Somit trat an sie die Sorge eines Ersatzes heran und der Zweifel, ob das Neue weniger Fehler haben würde, als das Alte. Unter solchen unerquicklichen Betrachtungen fuhr Frau H. in die Residenz ein. Am nächsten Vormittag, es war der fünfzehnte, nachdem die nothwendigsten Reisereminiscenzen in die Schränke plazirt waren, schloß Frau H. ihren Schreibtisch auf und entnahm demselben ein kleines Buch. Jenny erschien. „Hier," sagte die Gnädige, „ist Ihr Buch. Sie können sich für den ersten Oktober einen anderen Dienst suchen?" — Das Mädchen verzog keine Miene und streckte keine Hand aus, um das Dargereichte entgegenzunehmen. Statt dessen trat Jenny zwei Schritte vor und sagte mit einem rührenden, einschmeichelnden Ton: „O, meine gnädige Frau, bevor Sie mich fortschicken, möchte ich Ihnen eine Beichte ablegen. Ja, ich fühle es, ich tauge nicht allzu viel. Auch Sie, gnädigste Frau, sind immer recht unzufrieden mit mir gewesen. Aber das schlimmste, was ich gethan habe, das wissen Sie nicht. Vor einigen Tagen, die gnädige Frau waren noch im Bade, da hatte mich mein Vetter, der Sergeant, zum Ausgehen eingeladen. Um mich nun recht hübsch und fein zu machen, habe ich mich nicht gescheut — den Mantel und das weiße Barett der gnädigen Frau zu benutzen —". Der Dame entfuhr ein Ausruf des Unwillens. „Einen Augenblick, gnädige Frau, ich bin gleich zu Ende. Mit diesem Mantel und diesem Barett betrat ich die Straße, und hier steckte mir ein junger Herr, der mir bekannt vorkam", — hier räusperte sich Jenny — einen offenen Brief in die Hand, aus dem ich nicht klug geworden bin. Vielleicht gelingt es der gnädigen Frau besser. Der Schluß lautet" — Jenny holte ein Blatt hervor und las — „Wie grausam die Trennung ist! Wann endlich, Geliebte — —" — „Halt" erklingt in diesem Moment Madames Stimme, „geben Sie mir den Brief, das ist drollig, das scheint ein Liebesbrief zu sein. Ich werde ihn gelegentlich selbst lesen. Und was Sie selbst betrifft, mein Kind, so haben Sie durch Ihre offenherzige Beichte bewiesen, daß Sie bereuen. Reue aber ist der Anfang zur Besserung. Mögen Sie fernerhin in meinem Hause bleiben!" — Jenny erwiderte nichts, sie machte einen tiefen Knix und ging. An der Thür wendete sie sich noch einmal um und begegnete den Augen der Gebieterin. Die zwei Frauen hatten sich verstanden.

Dietrich von Quitzow.

Vor einigen Tagen wurde, wie die „Nordd. Allg. Ztg." mittheilt, in Fehrbellin eine alte Handschrift aufgefunden, die Aufschluß giebt über einen Zusammenstoß Dietrichs von Quitzow mit brandenburgischen Reitern im Dorfe Dechtow, als Ersterer sich auf der Flucht von der Burg Friesack nach Pommern befand. Genannter Handschrift zufolge war es Dietrich mit acht seiner Leute gelungen, am Abend des 10. Februar 1414 bei einem Ausfall sich durchzuschlagen und unbemerkt zu entkommen. Sie ritten durch das festgefrorene Luch, den Zootzen, dann wieder auf Wiesengrund und sahen gegen elf Uhr nach Osten zu Licht schimmern, das vom Dorfe Dechtow her blinkte. Vor dem Eingange des Dorfes hielten die Flüchtlinge an, und Dietrich fragte seine Reiter, ob man im Orte nicht ein wenig rasten wolle, denn er habe großen Durst und ihnen und den Pferden werde wohl auch an einem Trunk etwas gelegen sein. Darauf gebot er, daß aber Niemand in den Krug gehen solle, um nicht erkannt zu werden, der Krüger müßte Bier und Wasser herausbringen. Als die Reiter vor dem Gasthause hielten, rief man nach dem Wirth; dieser kam und hatte einen Knecht bei sich. Nachdem ihm Auftrag geworden, ging er mit seinem Begleiter wieder in's Haus, das Verlangte zu holen. Bald kamen sie mit Bier und Wasser vor die Thür, aber mit ihnen zugleich ein Mann, der im Harnisch war. Der Mann fragte, ob die Reiter in's Lager vor Friesack wollten, worauf Dietrich mit: Nein! antwortete. Jetzt kam aus dem Krug eine Person mit einem brennenden Kiehnspan und beleuchtete die abgesessenen Reiter. Der im Harnisch sah sie scharf an und trat in's Haus zurück, worauf es in kurzer Entfernung lebendig wurde; Huftritte waren hörbar und schienen sich zu nähern. Schnell saßen die Reiter auf, wurden aber gleich darauf gewahr, daß sie umzingelt seien. Hierauf wurde ihnen zugerufen, sich zu ergeben, weil sie als Anhänger Quitzows erkannt wären. Wüthend darüber schrie Dietrich: „Wer wagt es, uns anzufallen?" worauf geantwortet wurde: „Wir sind Brandenburger und wollen in's Lager von Friesack, ergebt Euch oder wir rennen Euch nieder!" „Dietrich von Quitzow ergiebt sich nicht so schnell," rief dieser, „heran, meine Leute, daß wir den Brandenburgern zeigen, wie man zu mir spricht!" Schnell wichen die Brandenburger einige Schritte zurück, als sie hörten, wen sie vor sich hatten. Doch bald standen sie wieder da und wehrten sich gegen die wuchtigen Schwerthiebe der Rebellen. Die Kampfesscene war in der Dunkelheit durch den Kiehnbrand nur schlecht beleuchtet, kaum konnten sich Freund und Feind unterscheiden. Deshalb gebot Dietrich einem seiner Leute, das Haus anzuzünden. Der schlug sich bis zum Kruge durch, riß dem dort stehenden Mann die Kiehnfackel aus der Hand und hielt sie an's Strohdach, das schnell in Flammen stand. Nach kaum zwei Minuten brannte das Dach zu beiden Seiten; der Feuerruf hallte durch's Dorf, die Sturmglocke ertönte vom kleinen Kirchthurme her. Die Bewohner rannten in Bestürzung nach den Löschgeräthen und räumten ihre Häuser aus, das Gefecht dauerte unterdessen vor dem brennenden Kruggebäude fort, eine Menge Reiter lag bereits todt oder schwer verwundet am Boden. Die Kämpfenden konnten bei dem Brande ihre Gegner gut unterscheiden. Als Dietrich von Quitzow nun sah, daß ihm die Brandenburger an Zahl bedeutend überlegen waren und er diesmal auf keinen Sieg hoffen konnte, rief er seinen Leuten zu, sich zu retten. Mit der ihm eigenen ungestümen Heftigkeit stürzte er sich auf seine Feinde, schlug sich durch und sprengte die nach Norden führende Dorfstraße entlang, die von den Flammen grell beleuchtet war. Mehrere brandenburgische Reiter verfolgten ihn, konnten ihn aber nicht einholen, weil sein Rapphengst sich den Rossen seiner Feinde an Schnelligkeit weit überlegen zeigte. Wo sich die Dorfstraße nach Carwesee, Fehrbellin, Hackenberg und Linum theilt, bog er nach Osten ein, ritt noch eine Strecke und machte dann Halt. Das Feuer hatte unterdessen mehrere Gehöfte ergriffen und flackerte hoch auf in der windstillen Nacht. Dietrich von Quitzow hielt da draußen vor dem Dorfe und wartete, ob vielleicht einige der Seinigen ihm folgen würden. Als aber Niemand erschien, weil Alle entweder todt oder gefangen waren, gab er nach etwa einer Stunde Wartens die Hoffnung auf, einen seiner Mannen wiederzusehen. Dann ritt er in den Wald hinein, der hinter Dechtow begann, verfolgte den Weg nach Linum, lenkte sein Pferd südlich um das Dorf herum, ritt nach Cremmen, mied auch diesen Ort und wandte sich der Bötzower Forst zu. Früh am Morgen langte er vor Bötzow an, wo Werner v. Holzendorf den vom Kaiser Sigismund geächteten Freund gern aufnahm und nach Verlauf zweier Wochen nach Pommern entfliehen ließ

— Nach dem Ausmarsch des österreichischen 35. Infanterie-Regiments aus Pilsen haben, wie dortige Blätter melden, nicht weniger als 150 Dienstmädchen in der Stadt den Dienst aufgekündigt und sind nach Prag gezogen, um hier in der neuen Garnisonsstadt des vielgeliebten Truppentheils neue Stellungen zu suchen.

— Pensionshaberin (zum Metzger): „Von morgen an bringen Sie vier Pfund Rindfleisch weniger." — „Haben Sie ein paar Kostgänger verloren?" — „Das nicht, aber es haben sich 'n paar verliebt."

— Ernst in kleinen Dingen ist lächerlich, Scherz in großen verächtlich.

Urkundenfälschung und Photographie.

Es ist bekanntlich eine höchst peinliche Situation für den Untersuchungsrichter, wenn bei Namensfälschungen die Aussagen des Klägers und Verklagten sich diametral gegenüberstehen und beide Parteien die Aussagen eidlich erhärten. Bis vor kurzer Zeit bedurfte es dann einer äußerst langwierigen und doch nie ganz zuverlässigen, chemischen Untersuchung der Tinten, woraus man dann aus einer Verschiedenartigkeit derselben in ihrer Zusammensetzung auf eine Fälschung der Unterschrift schließen zu können glaubte. Es ist wohl das interessanteste Resultat der jüngst geschlossenen Berliner photographischen Ausstellung, daß man mit Hilfe eines einfachen photographischen Verfahrens die Urkundenfälschung nachweisen und, was wichtiger ist, ohne Mikroskop und chemische Analysen den Geschworenen ad oculos demonstriren kann.

Am Anfang dieses Jahres ereignete sich beispielsweise folgender Vorfall: Zwei Brüder, die sich eben nicht gut vertragen konnten, machten ein Geldgeschäft, so daß der Eine dem Andern 200 M. baar vorschoß. Da dieser nicht zurückzahlte, so wandte der Gläubiger sich an das Gericht unter Vorlegung des Schuldtitels, der allerdings die Quittung des Schuldners, aber auch einen Vermerk trug, laut welchem der Schuldner miethsfrei bis zur Abtragung der Schuld in dem Hause des Bruders wohnen bleiben könne. Der Gläubiger bestritt, diesen Zusatz gebilligt zu haben, da aber die Schriften des Nachsatzes und der Quittung gleich, auch die Tinte dieselbe war, so mußte das Verfahren, wobei Schwur und Schwur sich gegenüberstand, eingestellt werden. Da drang ein Berliner gerichtlicher Chemiker auf Wiederaufnahme des Prozesses, und er photographirte den ganzen Schuldtitel auf einer farbenempfindlichen Platte ab. Dann brachte er die Platte in einen photographischen Vergrößerungsapparat und reproducirte das Bild des Schuldtitels in zehnfacher linearer Größe, welches Bild er den Geschworenen vorlegte.

Es lieferte ein wunderbares Resultat: Der Schuldtitel bis auf den Nachsatz zeigte dieselbe Farbe der Tinte, nur bemerkte man, daß der Nachsatz viel schwächere, hellblaue Farbe gehabt hatte, weil er später geschrieben und dann nachträglich, um den Tintenunterschied zu vertuschen, nochmals nachgezogen worden war. So geschickt der Fälscher zu Werke gegangen, hatte er doch nicht immer dieselben Striche getroffen und ganz deutlich bei den meisten Worten vorbeigezogen, daher war der Nachsatz aus blassen und starken Tinten zusammengesetzt, während der sonstige Titel eine gleichmäßige Farbe hatte. Damit war die Schuld des einen Theils bewiesen. Es bedeutet dies einen ganz gewaltigen Fortschritt in dem gerichtlichen Verfahren, und Wechselfälschungen, wie das Aendern des Fälligkeitstages, sind mit Leichtigkeit zu entdecken. So war, wie ein anderer letzthin mit diesem Verfahren untersuchter Fall beweist, auf einem Wechsel der Name des Acceptanten Schulze, sehr kunstvoll in Franke verzeichnet. Bei der photographischen Reproduction zeigten sich sofort zwei Namen, ein dunkler Name Schulze und ein ganz heller Name Franke darüber, der erstere hatte also früher dagestanden. Auf dem Original, welches zur Ausstellung gelangte, war diese Fälschung ganz unkennbar.

Die Leidensgeschichte eines Hutes.

Die Zwischenakte der jüngsten Aufführung von „Maria und Magdalena" im Deutschen Volkstheater in Wien wurden durch einen interessanten Zwischenfall ausgefüllt, der sich ungefähr in folgender Weise abspielte: 1. Scene: Vor Beginn des ersten Aktes erscheint eine Dame und nimmt auf einem Orchestersitze Platz. Da entdeckt der Billeteur, daß sie ihren Hut aufbehalten hat. Es ist zwar nur ein kleiner Hut, in seinem Umfange durchaus bescheiden und kaum geeignet, den rückwärts Sitzenden die Aussicht auf die Bühne zu vernehmen; allein der Billeteur hält sich an die Vorschrift und ersucht die Dame, den Hut abzunehmen. Dieses Ersuchen bleibt indeß vollständig unberücksichtigt. 2. Scene: Nach dem ersten Akte intervenirt der pflichtgetreue Billeteur bei der Dame wieder, nunmehr aber energisch, zumal unmittelbar hinter ihr ein Polizeirath sitzt, also ein Organ des Gesetzes. Die Dame verhält sich abermals ablehnend, worauf der zur Inspektion anwesende Polizei-Commissär von dem Vorfalle verständigt wird. 3. Scene: Der zweite Akt hat begonnen und, um nicht Aufsehen zu erregen, wird die Amtshandlung verschoben. Kaum fällt aber der Vorhang, so wird die Dame ersucht, ihren Platz zu verlassen, da der Polizei-Commissär mit ihr zu sprechen wünsche. Die Dame kommt herbei und nun fordert sie der Vertreter der Behörde auf, den Hut, wie es die polizeilich genehmigte Anordnung heischt, abzulegen. Die Dame erklärt, sie könne dies nicht thun, denn sie habe ein Kopfleiden und müsse den Hut aufbehalten, weshalb sie auch eine solche Hutform gewählt habe, welche die rückwärts placirten Zuschauer nicht geniere. 4. Scene: Der Polizei-Commissär läßt schleunigst den Theaterarzt holen, damit dieser im Inspektionszimmer den Kopf der Dame besichtige, um zu eruiren, ob ihre Angabe richtig sei oder nicht. 5. Scene: Die Untersuchung hat stattgefunden, der Zwischenakt ist vorüber und die Dame hat gerade noch Zeit genug, um auf ihren Platz zu eilen, ehe der vierte — der letzte Akt — beginnt. Auf ihrem Kopfe prangt wieder der ominöse Hut und nun wurde „Maria und Magdalena" ohne weiteren Zwischenfall im Zuschauerraum glücklich zu Ende gespielt.

— Eine herrliche Gegend. — Fremder: „Sagen Sie mal, hier bei Ihnen sollen ja wohl die Menschen weit über hundert Jahre alt werden? Ist das wirklich so?" — „Allerdings. Sehen Sie mal dort z. B. das alte Mütterchen an, die ist weit über 100 Jahre alt und hat erst kürzlich geheirathet. Mit 70 Jahren soll sie noch der reinste Backfisch gewesen sein."

Das Erkennungszeichen.

Eine Anzahl Wiener Vergnügungszügler, welche heuer auf die übliche Gebirgstour verzichtet hatten, um den Eiffelthurm zu bewundern, unternahmen kürzlich von Paris aus einen Abstecher nach Trouville. Die Herren waren bei trefflicher Laune, die Luft und das Leben des eleganten Seebades wirkten mächtig auf sie — aber Eines fehlte ihnen, was ihnen den Aufenthalt verherrlichen sollte, und das empfanden sie, umgeben von dem rauschenden Frou-Frou pikanter Französinnen, umso härter: das Ewig-Weibliche. In diesem Wirbel von Schleppen, förmlich umflossen von Wolken aus Seide und Sammt, umströmt von Blumen und Parfum, sehnten sie sich nach dem Anblick — einer „reschen" Wienerin, deren Anblick und Liebenswürdigkeit dieses gesammten Arsenals weiblicher Verschönerungsmittel, das sich in dem Koffer einer jeden reisenden Französin befindet, entrathen kann....

Da stürzte Einer der Ihren eines Mittags an die tägliche Tafelrunde des Hotels, in welchem sie wohnten, mit der Miene eines Triumphators, in der Rechten eine Depesche schwingend. Edmund L., ein junger Wiener Lebemann, der glückliche Adressat die Drahtnachricht, die aus Paris kam, las mit lauter Stimme den Inhalt desselben vor: „Monsieur Edmund L., Paris. Wenn Sie in der That jener Herr L. sind, den ich vor vier Jahren auf dem Semmering kennen lernte, so telegraphiren Sie Ostbahnhof bureau restante. Sind Sie denn nicht todt? Emma G." Homerisches Gelächter der Tafelrunde. Edmund L. todt? Der dicke Edmund mit den feisten Backen, der vor Ueppigkeit strotzte! Ja, wie kommt es denn — so frugen ihn die Freunde — daß sie Dich für todt hält? Wer ist sie! Ist sie schön? Was treibt sie in Paris? Wieso erfuhr Sie von Deiner Anwesenheit in Trouville? Edmund war schlau genug, die Neugierde seiner Freunde entsprechend auszubeuten. Wenn sie Alles wissen wollen — erklärte er ihnen — so mögen sie ihm 50 Frs. für ein Auftragetelegramm nach Paris und bezahlte Rückantwort geben, dann würde in längstens drei Stunden ihre Neugierde befriedigt sein. Rasch wurde der gewünschte Betrag im Wege einer Sammlung aufgebracht und Edmund telegraphirte an Emma G., Paris, Ostbahnhof restante: Was fällt Ihnen ein, mich todt sein zu lassen! Bin frisch und munter! Freue mich, Sie so nahe zu wissen. Lieben Sie mich noch? Darf ich auf den Flügeln des nächsten Kourierzuges zu Ihnen eilen? A propos, wieso wußten Sie von meiner Anwesenheit hier und sind Sie noch immer so schön, so mudelsauber, dieses Wort dürfte von dem französischen Telegraphisten vielleicht verstümmelt worden sein) wie dazumal? Drahtantwort bezahlt. Tausend Grüße, Edmund." Nach drei Stunden kam richtig die Antwort. Sie lautete: „Vermuthlich, um Sie aus meinem Herzen zu verdrängen, sandte man mir vor drei Jahren die Nachricht von Ihrem Tode. Daß ich Sie noch liebte, mußten Sie ja aus meiner ersten telegraphischen Anfrage entnehmen. Las Ihren Namen in der Fremdenliste, die ich aus Langweile studirte. Kommen Sie, zerstreuen Sie mich. Schmeichle mir, die fescheste Französin noch zu verdunkeln. Porträt brieflich abgesandt. Emma." Edmund war überglücklich, und als am nächsten Morgen die Post das Porträt Emmas brachte, bersteten seine Reisegenossen schier vor Neid.

In der That, Fräulein Emma — eine schlanke, blonde Wienerin, die nach dem Tode ihrer Mutter, einer wohlhabenden Hausbesitzerin in Margarthen, mit ihrer Schwester nach Paris übersiedelt war — konnte es an Schönheit und Anmuth mit den Beautes von Trouville aufnehmen. Edmund beeilte sich, seine Freunde abzuschütteln und nach Paris zurückzureisen. Noch eine Depesche sandte er an Emma: „Ich komme heute Abends mit Expreßzug. Wo finden wir uns?" Antwort: „Ich erwarte Sie auf dem Bahnhof. Als Erkennungszeichen stecken Sie eine rosafarbene Karte in Ihr Hutband. Emma." Armer Edmund! Er ließ diese Depesche einen Augenblick lang auf dem Schreibtisch seines Hotelzimmers liegen und das war sein Verhängniß.... Als selbigen Abends der Expreßzug aus Trouville in den Pariser Bahnhof einfuhr, entstiegen den verschiedenen Coupés — achtzehn Herren, welche rosafarbene Karten auf ihren Hüten stecken hatten! .... Emma G. erblaßte, als dieser schauerliche Zug an ihr vorüberkam. Es wurde ihr zuerst rosa, dann grün und gelb vor den schönen Augen, sie stürzte davon und verschwand im Gedränge, ehe Eduard sie einzuholen vermochte .... Der Traum von Trouville war zu Ende.

Aeußerste Entsagung.

Lernen soll ich ertragen, entsagen?
Wohl! so lehrt mich zuerst zu ertragen,
Wie der Entsagung sei zu entsagen!

— Die Leichenbeschauer-Juries in England werden durch manche Selbstmörder in Verlegenheit gesetzt. Gewöhnlich lautet ihr Urtheil, daß der Selbstmörder zur Zeit der Begehung seiner That „getrübten Geistes" war. Manche Selbstmördercandidaten verwahren sich jedoch am Rande des Grabes gegen eine solche Verleumdung ihres geistigen Zustandes. Ein Selbstmörder Namens Shaw z. B., dessen fürchterlich zermalmter Körper vor einigen Tagen im Tunnel der unterirdischen Bahn zwischen den Stationen Gower Street und Kings Croß vorgefunden wurde, hinterließ einen Brief an den Leichenbeschauer des Bezirks, worin er entschieden bittet, „man solle ja kein Urtheil zeitweiliger Geistesverwirrung abgeben, denn er wäre in jenem Augenblicke so geistesklar wie je in seinem Leben." Die Jury war jedoch der Meinung, daß Shaw kein maßgebender Richter seines Geisteszustandes war und erklärte, daß er zur Zeit des Selbstmordes an Geistesverwirrung litt. Eine andere Bitte Shaws, daß sein Körper nicht begraben, sondern den Professoren und Studenten der medicinischen Facultät des Universitäts-Hospitals zu „nützlichen Dissectionszwecken" übergeben werde, wurde auch außer Acht gelassen.

Die Schönheit vor Gericht.

Zwei der bekanntesten Wiener Theaterpractiker werden im Laufe dieses Monats in die gewiß höchst seltene Situation kommen, ihr Gutachten abzugeben, ob eine ehemalige Solotänzerin der Hofoper noch so viel Anmuth und Grazie besitzt, um im Balletcorps mitwirken zu können. Seit Jahresfrist schwebt zwischen einer einst vielgenannten Solotänzerin und dem Pensions-Institute der Hofoper ein Proceß um — die verlorene Anmuth. Eines Tages wurde nämlich der Ballerina bedeutet, daß sie, vermöge ihrer äußeren Erscheinung und sonstiger Eigenschaften nicht mehr tanzen und mimen dürfe. Die Dame nahm diese Mittheilung resignirt entgegen, verlangte aber „aus dem Titel der behaupteten absoluten Unfähigkeit", wie die Juristen zu sagen pflegen, und wie es in den Statuten des Pensions-Instituts heißt, die Ausbezahlung einer Pension. Die Vertretung des Pensions-Institutes verweigerte aber den beanspruchten Ruhegehalt „aus dem Titel der relativen Unfähigkeit," das heißt mit der Motivirung, daß Fräulein D... zwar nicht für das Balletcorps der Wiener Hofoper passe, aber für jede andere Bühne, an welcher Ballets gepflegt werden, eine noch immer annehmbare Acquisition wäre. Man sieht, der Gegenstand des Streites ist ein ziemlich heikler und die Entscheidung keine eben leichte. Das Landesgericht in Civilsachen gab der klagenden Solotänzerin unbedingt Recht und verurtheilte das Pensions-Institut rundweg in die Ausbezahlung der Pension.

Die Behörde ließ nämlich den Einwand der relativen Unfähigkeit nicht gelten und sagte in puncto äußerer Erscheinung gebe es keine Abstufungen. Wer in Wien nicht als jung und schön gilt, wird diese schätzenswerthen Eigenschaften auch anderweitig nicht zugesprochen erhalten. Das Oberlandesgericht war anderer Anschauung und verfügte, wahrscheinlich von der Erwägung ausgehend, daß im Streite um die verlorene Anmuth Frau Themis mit verbundenen Augen nicht allein urtheilen könne — die Zuziehung von zwei Sachverständigen, welche darlegen sollen, ob Fräulein D.. obsolut oder relativ unfähig ist, am Wiener Operntheater als Solotänzerin zu wirken. Und wer sind die beiden Sachverständigen im Schönheitsfache? Es sind erprobte Männer, wahre Gelehrte auf dem weiten Gebiete der Frauenschönheit, nämlich die Theaterdirektoren Franz von Jauner und Karl Blasel, welche nach bestem Wissen und Gewissen ihr Gutachten abgeben werden. Dem erstgenannten Schiedsrichter wurde vor einigen Tagen eine Bittstellerin gemeldet, deren Namen ihm noch in guter Erinnerung war. Die Dame, eine arme, kränklich aussehende Person, trat ein und nach der üblichen Begrüßung entwickelte sich folgender Dialog:

Sie. Sehen Sie mich gut an, Herr Direktor! Er. Ich sehe Sie. Bin ich schön? Bei Gott, nein! Sie (gerührt). Ich danke Ihnen! Er, Ja, was wünschen Sie eigentlich? Sie. Bin ich anmuthig? Er. Gewiß nicht! Sie. O, Sie sind ein wahrer Wohlthäter. Bitte, sehen Sie mich noch eine Weile an! Habe ich Grazie? Er kopfschüttelnd. Nicht die Spur! Sie (in Thränen ausbrechend). Vergelts Gott tausendmal! Ich flehe Sie an, mir noch zu sagen, ob ich jung aussehe. Er. Beruhigen Sie sich, ich sehe das Gegentheil. Sie. Nicht wahr, mein Retter, ich bin alt, häßlich und gebrechlich. Er. Na und ob. Sie. Der Himmel segne Sie, Ihre Kinder und Enkelkinder für dieses trostreiche Wort! Er. Ja, aber ich verstehe nicht. Sie. Glauben Sie, daß ich in diesem Zustande tanzen kann? Er. Na, sein Sie so gut! Sie (ihm die Hand küssend). Dank, tausend Dank! Ich werde Ihnen diese Güte, diesen Edelsinn nie vergessen! Die Bittstellerin war eben das erwähnte Fräulein D..., die ehemalige Balletttänzerin, welche Herrn Direktor Jauner kniefällig bat, das ihm übertragene Schiedsrichteramt gütigst anzunehmen. Er sagte zu und so wird er in der allernächsten Zeit im Vereine mit seinem Kollegen Basel das Loos des Schönen auf Erden vor Gericht bestimmen.

— Fürstliche Lieblingsspeisen. Der „Figaro" schreibt: „Die Königin Victoria liebt die schottische Küche. Ihre Mahlzeiten beginnen mit einer Hafermehlsuppe. Sie ißt rohen Schinken, den sie sich aus Granada kommen läßt, trinkt Bier und genießt ein besonders gebackenes Brod. — Die Königin von Schweden zieht kräftigere Nahrung vor, zu jeder Mahlzeit Beafsteaks, oft rohen, auf schwedische Art konservirten Lachs, Fleischklöschen mit Bohnen, Eier und Milch in Oel gebacken. — Am Berliner Hofe kocht man französisch, nur die Kaiserin Victoria zieht die englische Küche vor und schwärmt für Kuchen. Die Großherzogin von Baden, die den besten Tisch in ganz Deutschland führt, kocht den Kaffee selbst in einem russischen Kaffeetopfe von Gold und Nickel. Im Quirinale ißt man auf Goldgeschirr und trinkt heimische Weine. Täglich erscheint eine Frittura vom Innern der Artischoken, Hahnenkämmen und Geflügelleber auf der Tafel. Die Gräfin von Paris speist englisch, beim Herzog von Aumale wird jeden Mittag Knoblauchsuppe aufgetragen. Die Königin Isabella liebt den Cocide Castiliens und eine Reisspeise von Valencia. Die jetzige Königin Spaniens ist an österreichische Küche und Wiener Gebäck gewöhnt und liebt Johannisbeer-Eingemachtes."

— Eine Rauferei steht zur gerichtlichen Verhandlung. Es ist schwer, Klarheit in die Sache zu bekommen: unter den Betheiligten und Zeugen herrscht grenzenlose Verwirrung über Ursache, Beginn und Verlauf des erbitterten Kampfes. Der Richter verhört einen neuen Zeugen. „Ist Ihnen", fragt er, „auch etwas von dieser Schlägerei zu Ohren gekommen?" „Na ob!" entgegnet der Zeuge. „Was denn?" „Eine ganz kolossale — Ohrfeige!" erklärte der Verhörte.

— Aus der Botanikstunde. Lehrer: Was ist das Merkwürdigste bei den Palmen? — Schülerin: Daß man nicht ungestraft unter ihnen wandeln kann.